



In seinem Buch über *Kleinsiedlungen aus Friederizianischer Zeit* erzählt uns Waldemar Kuhn ein für die moderne Wohnungsreform sehr charakteristisches Ereignis. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte Friedrich der Große¹ ein umfangreiches Projekt zur inneren Kolonisation Preußens ins Leben gerufen, indem er den neuen Siedlern Land zur Bearbeitung und ein Haus zum Wohnen gab, in ordentlichen und gut angelegten Siedlungen, die sicherlich eine weit bessere Wohnqualität garantierten als die, die normalerweise für das Volk die Regel war.

Die kleinen Wohnungen bestanden aus einer Küche und einer Stube sowie einer Kammer im Dachgeschoß.

Architekten wie der Oberbaurat Berson, David Gilly oder der Kriegsrat Pfeiffer hatten dafür zahlreiche Standardentwürfe angefertigt.

Schon im Jahre 1840 wurde in den *Acta Generalia* eine Norm festgelegt, die dazu riet, die Hauptfassaden der Häuser nach Osten hin anzulegen, damit eine gute Besonnung des Hauses garantiert sei. Desgleichen wurden Regeln zur Vermeidung der Brandgefahr eingeführt sowie hygienische Normen wie das Verbot, unter ein und demselben Dach Wohnung und Stallungen zu beherbergen.² Man versuchte auch, die Wohnstuben immer zur Straße hin zu legen, an der die Häuser im Allgemeinen ordentlich aufgereiht dastanden. So konnte nämlich der »Vorsteher« der Kolonie ganz leicht – von seinem Hause am Ende der Straße aus – den Schlaf und die sonstigen Lebensgewohnheiten seiner Untergebenen bewachen.

Diese Mischung aus »Indiskretion« und »Privatem« ist das Thema der modernen Wohnungsreform.

1929 bemerkte Walter Benjamin, »daß dem Wohnen im alten Sinne, dem die Geborgenheit an erster Stelle stand, die Stunde geschlagen hat. Giedion, Mendelssohn, Corbusier machen den Aufenthaltsort von Menschen vor allem zum Durchgangsraum aller erdenklichen Kräfte und Wellen von Licht und Luft. Was kommt, steht im Zeichen der Transparenz.«³

Gleichwohl war diese Geborgenheit schon seit langer Zeit absolut vorbei, wenigstens für jene wachsende Mehrheit der Gesellschaft, die die Bevölkerung der großen europäischen Städte ausmachte. Letztere hatten dem Großstadtproletariat grundsätzlich nomadenhafte Lebensformen auferlegt, die wiederum in gewisser Weise bereits zu Teilen der jungen »sozialistischen Kultur« geworden waren. Man darf nicht vergessen, daß bis zu Beginn unseres Jahrhunderts ein großer Teil der europäischen sozialistischen Bewegung sich ausdrücklich dagegen wehrte, die Notwendigkeit, ja gar die Möglichkeit einer Wohnungsreform anzuerkennen, einen Rückgang des proletarischen Nomadismus, der sich, damit wir uns richtig verstehen, noch im Jahre 1913 darin ausdrückte, daß die Hälfte der Berliner Bevölkerung jedes Jahr die Wohnung wechselte.⁴

- 3 Daniel Bell, *The Coming of Post-Industrial Society, A Venture in Social Forecasting*, Basic Books, New York 1973.
- 4 Jean-François Lyotard, *La condition postmoderne, Rapport sur le savoir*, Les Editions de Minuit, Paris 1979.
- 5 Vergleiche: Stephan Meier, »Geschichte und kein Ende? Zum Begriff Posthistoire«. In: *Bauwelt*, Heft 1/2, 74. Jahrgang, 14. Januar 1983, S. 21-23.
- 6 Gottfried Benn, »Der Ptolemäer« (1947). In: *Gesammelte Werke*, Band 5, München 1975.
- 7 »En simplifiant à l'extrême, on tient pour postmoderne l'incrédulité à l'égard des métarécits.« Aus: Jean-François Lyotard, *La condition postmoderne*, op. cit., S. 7.
- 8 »Le savoir postmoderne n'est pas seulement l'instrument des pouvoirs. Il raffine notre sensibilité aux différences et renforce notre capacité de supporter l'incommensurable.« Aus: Jean-François Lyotard, *La condition postmoderne*, op. cit., S. 8 f.
- 9 Vergleiche: Ernesto Grassi, *Kunst und Mythos*, rowohlt's deutsche enzyklopädie, Rowohlt, Hamburg 1957.
- 10 Mircea Eliade, *Le mythe de l'éternel retour, Archétypes et répétition*, Gallimard, Paris 1947. Dort (Paris 1969, S. 59) heißt es: »La mémoire collective est ahistorique.«
- 11 Georges Bataille, *Somme athéologique*, Teil: »L'expérience intérieure«. Gallimard, Paris 1954.
- 12 »Et moi je rêve de m'échapper un jour du temps, de l'histoire. (...) Mais (...) l'existence humaine me paraît vaine si elle se trouvait réduite aux seules catégories du mythe. Même ce paradis non historique dont vous parlez me semblerait difficile à supporter s'il n'y avait pas, près de lui, l'enfer de l'histoire...«
- 13 »La città è ridondante: sie ripete perché qualcosa arrivi a fissarsi nella mente... La memoria è ridondante: ripete i segni perché la città cominci a esistere.« Italo Calvino, *Le città invisibili*, Einaudi, Torino 1972, S. 27.
- 14 Arnold Gehlen, *Das Bild des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie*, 1952
- 15 »Se vogliamo che tutto rimanga come è, bisogna che tutto cambi.« Giuseppe Tomasi di Lampedusa, *Il Gattopardo*, Feltrinelli editore, Milano 1958. Zitiert nach: 23. Aufl., Universale economica, Feltrinelli editore, Milano 1975, S. 21.
- 16 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, in: *Gesammelte Werke in neun Bänden*, hrsg. von Adolf Frisé, Rowohlt, Reinbek, 1967.
- 17 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, op. cit., S. 87.
- 18 »Noi facciamo del razionalismo per arrivare all'architettura, non dell'architettura per arrivare al razionalismo... C'è il razionalismo chiaro e sereno, quasi mediterraneo di talune costruzioni ellenizzanti e il razionalismo barbarico, esasperato, di taluni architetti tipicamente nordici; c'è il razionalismo che dà origine a case e ville fatte per vivere sotto il sole, in mezzo agli alberi, e ai fiori, di fronte alle acque; e il razionalismo che dà vita a inumane visioni di squalore e di incubo.« Giuseppe Terragni, Leserbrief an *Il Giornale d'Italia*, 12. 3. 1931. Wiederabgedruckt in: E. Mantero, *Giuseppe Terragni e la città del razionalismo in Italia*, Dedalo, Bari 1969, S. 103-104.
- 19 Karl Kraus, *Ausgewählte Werke*, München 1957, S. 48.
- 20 »Ogni schietta rappresentazione artistica è in se stessa l'universo, l'universo in quella forma individuale, quella forma individuale come l'universo. In ogni accento di poeta, in ogni creatura della sua fantasia, c'è tutto l'umano destino, tutte le speranze, tutte le illusioni, i dolori, le gioie, le grandezze e le miserie umane; il dramma intero del reale, che diviene cresce in perpetuo su se stesso, soffrendo e gioiando.« Benedetto Croce, *Breviario di estetica*, Laterza, Bari, 1938, S. 134.

In seinem Buch über *Kleinsiedlungen aus Friederizianischer Zeit* erzählt uns Walde-
mar Kuhn ein für die moderne Wohnungsreform sehr charakteristisches Ereignis.
In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte Friedrich der Große¹ ein umfang-
reiches Projekt zur inneren Kolonisation Preußens ins Leben gerufen, indem er den
neuen Siedlern Land zur Bearbeitung und ein Haus zum Wohnen gab, in ordentli-
chen und gut angelegten Siedlungen, die sicherlich eine weit bessere Wohnqualität
garantierten als die, die normalerweise für das Volk die Regel war.

Die kleinen Wohnungen bestanden aus einer Küche und einer Stube sowie einer
Kammer im Dachgeschoß.

Architekten wie der Oberbaurat Berson, David Gilly oder der Kriegsrat Pfeiffer
hatten dafür zahlreiche Standardentwürfe angefertigt.

Schon im Jahre 1840 wurde in den *Acta Generalia* eine Norm festgelegt, die dazu
riet, die Hauptfassaden der Häuser nach Osten hin anzulegen, damit eine gute Be-
sonnung des Hauses garantiert sei. Desgleichen wurden Regeln zur Vermeidung
der Brandgefahr eingeführt sowie hygienische Normen wie das Verbot, unter ein
und demselben Dach Wohnung und Stallungen zu beherbergen.² Man versuchte
auch, die Wohnstuben immer zur Straße hin zu legen, an der die Häuser im Allge-
meinen ordentlich aufgereiht dastanden. So konnte nämlich der »Vorsteher« der
Kolonie ganz leicht - von seinem Hause am Ende der Straße aus - den Schlaf und
die sonstigen Lebensgewohnheiten seiner Untergebenen bewachen.

Diese Mischung aus »Indiskretion« und »Privatem« ist das Thema der modernen
Wohnungsreform.

1929 bemerkte Walter Benjamin, »daß dem Wohnen im alten Sinne, dem die Ge-
borgenheit an erster Stelle stand, die Stunde geschlagen hat. Giedion, Mendels-
sohn, Corbusier machen den Aufenthaltsort von Menschen vor allem zum Durch-
gangsraum aller erdenklichen Kräfte und Wellen von Licht und Luft. Was kommt,
steht im Zeichen der Transparenz.«³

Gleichwohl war diese Geborgenheit schon seit langer Zeit absolut vorbei, wenig-
stens für jene wachsende Mehrheit der Gesellschaft, die die Bevölkerung der gro-
ßen europäischen Städte ausmachte. Letztere hatten dem Großstadtproletariat
grundsätzlich nomadenhafte Lebensformen auferlegt, die wiederum in gewisser
Weise bereits zu Teilen der jungen »sozialistischen Kultur« geworden waren. Man
darf nicht vergessen, daß bis zu Beginn unseres Jahrhunderts ein großer Teil der
europäischen sozialistischen Bewegung sich ausdrücklich dagegen wehrte, die
Notwendigkeit, ja gar die Möglichkeit einer Wohnungsreform anzuerkennen, ei-
nen Rückgang des proletarischen Nomadismus, der sich, damit wir uns richtig
verstehen, noch im Jahre 1913 darin ausdrückte, daß die Hälfte der Berliner Bevöl-
kerung jedes Jahr die Wohnung wechselte.⁴

Die Tochter des großen Turiner Kriminologen Lombroso äußerte sich auf den Seiten von *Avanti!*⁵ über das den Arbeitern unterstellte Bedürfnis, den Luxus des »Wohnenkönnens« zu erlangen, in recht ironischer Art: Als ob es keinen anderen »bürgerlichen Luxus« gäbe, den der Arbeiter nicht vielleicht viel lieber befriedigt sähe!

Die Strategien der Wohnungsreform drückten sich nunmehr in der Überlagerung folgender beider Themen aus: einmal – der großstädtischen Bevölkerung eine Heimat zu geben, eine neue Wohnung (dieses Konzept einer Identität von Heimat, Haus und heimischem Herd wird im Deutschen in dem Wort *Heim* wiedergegeben, was sowohl *Heimat* wie auch *Heimstätte* beinhaltet), und zum zweiten – sich darum zu bemühen, daß diese *Wohnung* Ordnung in die zerrütteten Strukturen der Familie bringe, indem man hygienische Normen und moralisierendes Verhalten einführt und für die Frau und Mutter als Zentrum des Familienkerns eine genaue Rolle vorsah.⁶

Das soziale Subjekt dieser Reformstrategien setzt sich charakteristischerweise vor allem aus kleinen Beamten und Angestellten zusammen, aus den Handwerksständen und aus der wesentlich beständigeren Arbeiteraristokratie: soziale Gruppen also, die nicht nur eine, wenn auch geringe, ökonomische Autonomie garantieren konnten, sondern die in gewisser Weise noch selber die Sehnsucht nach dem *Wohnen* oder zumindest die Erinnerung daran mitbrachten. Menschen, die bereit waren, den eigenen Irrwegen Einhalt zu gebieten und große Teile ihrer Bedürfnisse und ihres Verbrauchs auf die neue Wohnung zur richten. Die »reformierten« Wohneingriffe begünstigten fast ausschließlich die Verbreitung des kleinen Einfamilienhauses oder des Reihenhauses mit einem kleinen Garten, der als äußere Projektion des häuslichen Wohnraumes dienen sollte, oder auch als ein Beitrag zur Nahrungsmittelselbstversorgung der Familie.

Im Jahre 1921 drückt der Wiener Architekt Adolf Loos sein *erstes Prinzip* des modernen Wohnens aus: »Der mensch im eigenheim wohnt in zwei stockwerken. Er trennt sein leben scharf in zwei teile. In das leben bei tage und in das leben bei nacht. In wohnen und schlafen. Die schlafräume dienen wirklich nur zum schlafen.«⁷

Die Suche nach einer wachsenden »Undurchlässigkeit« der verschiedenen Anordnungen innerhalb der Wohnzelle wird zum primären Forschungsgebiet innerhalb der modernen Architektur.

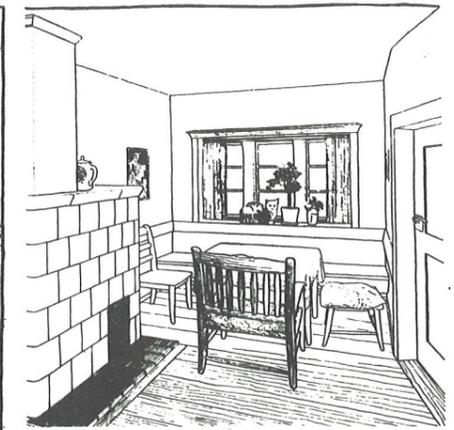
Auf einer Fläche von 40-60 Quadratmetern – was schon unendlich viel größer ist als das, was die Mietskaserne anzubieten hatte, aber immer noch unvergleichbar enger als die großen Bürgerwohnungen – ging es nun darum, eine immer komplexer werdende Reihe von Funktionen, Umgebungen und Strömungen anlegen, verbinden und trennen zu müssen.

Stellen wir doch einmal eine Liste auf:

- Trennung und Loslösung von Tages- und Nachtzone. Das allein ist schon nicht so einfach durchzuführen, denkt man an den Grundriß des kleinen Hauses aus dem 19. Jahrhundert, bei dem eine Isolierung lediglich im Krankheitsfall, aus hygienischen Gründen, bedacht wurde, und man nur dann ein kleines, von Küche und Stube separat gehaltenes Zimmer vorsah.
- In der Nachtzone sollte streng auf Ablehnung einer jeden sexuellen Vermischung geachtet werden. Das hatte zur Folge, daß man nun drei getrennte

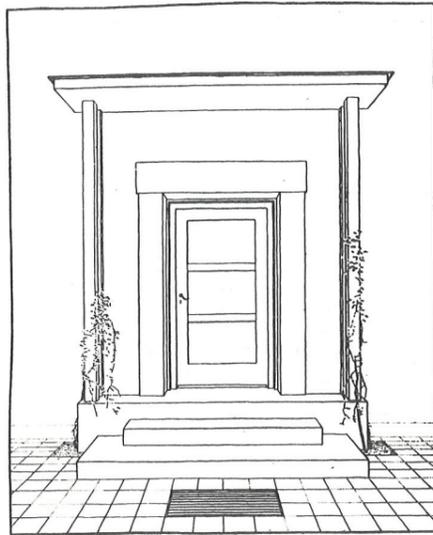


Heinrich Tessenow, Wohnstube, aus »Hausbau und dergleichen«, Bruno Cassirer, Berlin 1920²



Heinrich Tessenow, Kleinhaus-Wohnzimmer, aus »Wohnhausbau«, Callwey, München 1927³

- Schlafkammern einrichten mußte; für die Eltern, die Knaben und die Mädchen.
 - Das dritte Problem betraf die Küchenanordnung. Die Küche war häufig an Wohnfunktionen gebunden, war also eine Wohnküche, oder sie war ganz speziell nur ein Raum zum Kochen und dann relativ isoliert von der übrigen Wohnung.
 - Das Erhalten eines Raumes zu Repräsentationszwecken schien gegen jede ökonomische Verständlichkeit unverzichtbar und machte einen eigenen Raum notwendig – die gute Stube.⁸ Hier lebte man normalerweise nicht, hier – in einem meist sehr engen Raum – empfing man Besucher, filterte man sozusagen die Anwesenheit der Fremden, ohne sie bis ins Herz des Hauses, die Küche, vordringen zu lassen.
 - Und schließlich gab es auch noch das Problem, einen Raum schaffen zu müssen, der den hygienischen Bedürfnissen der Menschen gerecht wurde. Dieser Funktion waren vor der Verbreitung von Badezimmern zwei verschiedene Räume zugedacht gewesen: Es gab das WC, das sich entweder in der Wohnung oder außerhalb befand, und es gab die Waschküche mit einer Wanne, die auch als Bad dienen konnte.
- Mit der räumlichen Verteilung der verschiedenen Funktionen stellte sich auch das Problem einer geschickten Verteilung all der Ströme, die den relativ begrenzten Raum in großer Zahl durchquerten.
- Zunächst waren dies Sonne, Luft und Licht, denen kein Winkel entgehen sollte, die Staub und Feuchtigkeit entgegenwirken und somit ein gesundes Aufwachsen der Kinder und den Sieg über die Tuberkulose garantieren sollten.
 - Weiter gab es das Wasser, die Heißluft der Heizung, elektrische Energie, Gas zum Feuermachen, da waren Telefonleitungen und Kanalisationsrohre, kurz, alles das, was zum Funktionieren der gesamten Anlage und der Einrichtungen für Hygiene, Ernährung und Information vonnöten war.



Heinrich Tessenow, Haustür, aus »Hausbau und dergleichen«

- Und nicht zuletzt sollten auch die »taylorisierten« Wege der Frau zur Optimierung der Hausarbeit organisiert werden, die Wege der Kinder, die unter dem wachsamen Auge der Mutter verlaufen mußten, diejenigen der Erwachsenen, die nach Hause zurückkehrten, um die Kräfte für einen neuen Arbeitstag wieder aufzufrischen und die der Fremden, denen ja doch nur einige wenige Teile des Hauses zugänglich waren.

Dieses ganze, sich in Bewegung befindende Universum wurde neugeordnet zusammengesetzt, ohne Kollisionspunkte, ohne blinde Winkel, ohne Überflüssigkeiten.

Würde *Privatraum* ganz konkret durch verschließbare Türen und isolierbare Räume bestimmt, dann drückte das »reformierte« Haus in extremer Weise diese Charakteristik aus. Doch wir haben bereits früher daran erinnert, daß ein so guter Beobachter wie Walter Benjamin vom Verschwinden jeglicher Geborgenheit aus dem modernen Haus gesprochen hat. Und eigentlich sollte ja Geborgenheit eine wesentliche Charakteristik des »häuslich-privaten« sein. In der Tat, das, was in diesem Jahrhundert in Küche und Bad passiert ist, spricht nur zu deutlich von einer absoluten Neutralisierung jeder *Intimität*⁹, von der zerstörenden Trennung dieser beiden Räume von den übrigen, in denen man lebt.

Der Raum der häuslichen Intimität ist es, der sich im modernen *Intérieur* vollkommen auflöst, beziehungsweise der in den karikaturähnlichen Formen der Miniatur weiterlebt. Es ist die Schwelle zwischen Vereinzelung und Gemeinschaft, die den Mythos vom »ursprünglichen« Wohnen ausmacht.

Die Räume eines solchen *Wohnens* haben einmal das Haus mit der Erde und ihrer Geschichte verwurzelt, haben das Gleichgewicht zwischen der Organisation der menschlichen Gesellschaft und den Gesetzen der Natur gehalten.

Vielleicht ist der Eßtisch der symbolischste Ausdruck davon. Rund um den Eß-

tisch versammelte sich die große Bauernfamilie, zu der auch Großeltern und Landarbeiter gehörten, und repräsentierte das perfekte soziale Gleichgewicht.

In seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft*¹⁰ (1887) schrieb Ferdinand Tönnies: »Die Tafel ist das Haus selber, insofern, als jeder darin seinen Platz hat und sein gebührend Teil zugewiesen erhält.«

Diese Themen beschäftigen die Gedanken der Architekten. Hans Weisen, ein interessanter, aber etwas verschrobener Protagonist der Wohnungsreform hat geschrieben: »Ich bin ein Sparer an Zeit und Küchenbauen, aber an Tischen und Eßräumen soll man ebensowenig sparen als an Sonnenschein und Lachen«¹¹.

Das war mehr oder weniger auch der Gedanke von Adolf Loos, der sein *zweites Prinzip des modernen Wohnens* dem *Eßtisch* widmete, jenem Gegenstand, der noch zu Beginn des Jahrhunderts nur etwa in 20 % der Häuser Wiens existierte. Loos schrieb dazu: »in jeder familie gibt es einen tisch, um den sich die ganze familie zur mahlzeit versammeln kann. Also wie bei den bauern . . . Und nun soll jede familie, die ein eigenes heim bekommt, einen tisch erhalten, der sich wie der tisch des bauern in der wohnzimmerecke befindet«¹².

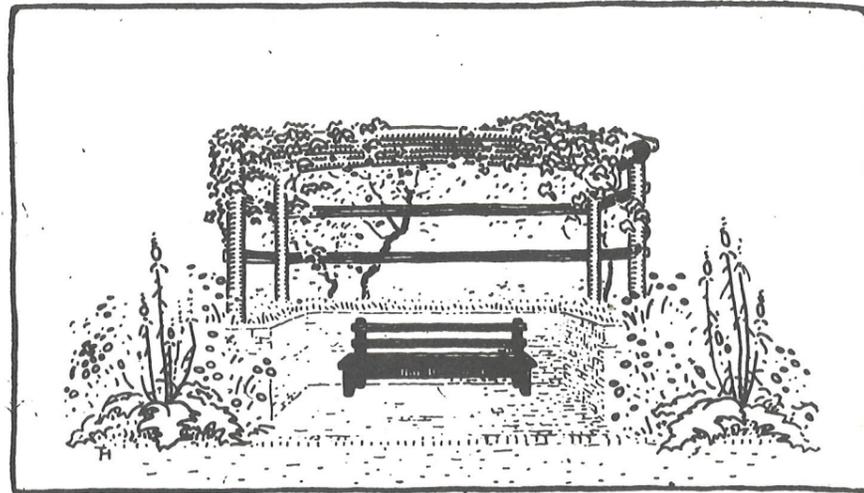
Neben einem solchen Tisch könnte sich der tägliche Ritus der Essensvorbereitungen abwickeln, jener Ritus, der auch die zentrale Stellung der häuslichen Mutterfigur feierte, weshalb diese nicht in den »isolierten« Raum der Küche verbannt werden durfte, wo allein die vorbereitenden und die »unästhetischen« Putzarbeiten verrichtet wurden.

Ein zweiter typischer Ort der Intimität häuslichen Lebens war der Erker, in dem unbeweglich und mit dem Blick auf das Leben der Straße gerichtet, die alte Tante saß, an die sich Walter Benjamin aus seiner Kindheit erinnert: »Wie Feen, die ein ganzes Tal durchwirken, ohne noch je darin hinabzusteigen, durchwalteten sie ganze Straßenzüge, ohne jemals im Leben zu erscheinen«¹³.

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts bot uns Wilhelm Heinrich Riehl ein außergewöhnliches Bild von dieser Vorstellung von Privatem, das nicht »heimliche Isolier-



Heinrich Tessenow, Landhaus an der Ruhr, 1906, aus »Wohnhausbau«



Heinrich Tessenow, Gartenpergola, aus »Hausbau und dergleichen«

»Das architektonische Symbol für die Stellung des einzelnen zur Familie war im alten Hause der Erker, der eigentlich zum Familienzimmer, zur Wohnhalle gehört, findet der einzelne wohl seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel, der kann sich dorthin zurückziehen: aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen«¹⁴.

Der Traum, das völlige Verschwinden von traditionell intimen Räumen mit dem Überleben einer ursprünglichen Matrix vom Wohnen ausgleichen zu können, wurde zum zentralen Element der Utopie vom modernen Wohnen. Diese Matrix glaubte Benjamin in der *Kapsel* und im *Kokon*¹⁵ erkennen zu können.

Und im Jahre 1920 kommt interessanterweise auch Bruno Taut auf das Bild von der Kapsel¹⁶. Die neue Wohnzelle verlangt eine Loslösung von dem ganzen Universum von Gegenständen, die zuvor noch sowohl das große bürgerliche Haus wie auch das dunkle, überbevölkerte Zimmer in der Mietskaserne vollgestopft hatten. »Bilder aller Art, Spiegel, Decken und Deckchen, Vorhänge über Vorhänge, Kissen über Kissen, Teppiche, Vorleger, Uhren, aufgestellte Photos und Souvenirs, Nippes auf Etageren, Konsolen und dgl. mehr« - so schreibt Bruno Taut 1924, stellen das museale Bild des Hauses in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar¹⁷.

Dieses Universum, das in das Intérieur eingedrungen war, beherrschte schließlich den gesamten Wohnraum des Hauses. »Das Intérieur nötigt den Bewohner, das Höchstmaß von Gewohnheiten anzunehmen, Gewohnheiten, die mehr dem Intérieur, in welchem er lebt, als ihm selber gerecht werden«.

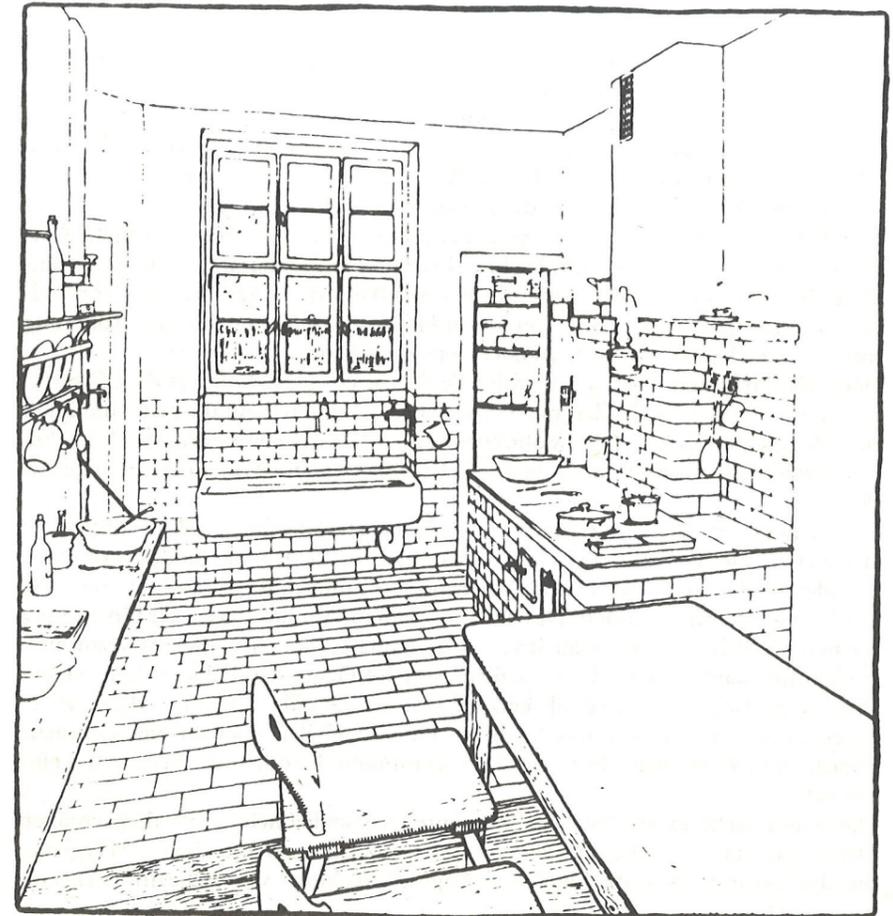
Die Erfahrung des Wohnens wird immer ärmer: »Betriff einer - so beschreibt Benjamin - das bürgerliche Zimmer der 80er Jahre, so ist bei aller »Gemütlichkeit«, die es vielleicht ausstrahlt, der Eindruck »hier hast du nichts zu suchen« der stärkste. Hier hast du nichts zu suchen - denn hier ist kein Fleck, auf dem nicht der Bewoh-

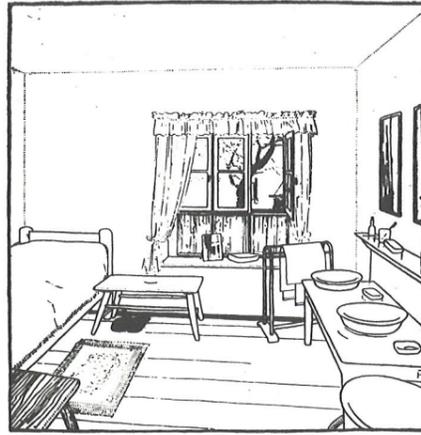
ner seine Spur schon hinterlassen hätte: auf den Gesimsen durch Nippessachen, auf dem Polstersessel durch Deckchen, auf den Fenstern durch Transparente, vor dem Kamin durch den Ofenschirm«¹⁸. In diesem verstaubten Raum muß das Wohnen sein makabres Ende finden. »Dieses Haus«, so sagt Benjamin in *Einbahnstraße*, »wird adäquat nur der Leiche zur Behausung«¹⁹.

Und Bruno Taut hebt noch einmal hervor, das moderne Haus sei »erstens kein Speicher, zweitens kein Trödelladen und drittens kein Museum«²⁰.

Die Suche nach dem modernen Wohnen beginnt mit dem Leermachen, dem minutiösen Zusammensuchen von unentbehrlichen Gegenständen, solchen, die zum Überleben der Idee von Bewohnbarkeit noch benötigt werden - wie bei Heinrich Tessenow in seinen bis ins Feinste ausgeführten Zeichnungen dokumentiert wird²¹ -, mit dem Anpreisen der transparenten Klarheit des Glases, in welches man künf-

Heinrich Tessenow, Kleinhaus-Koch- und Eßraum, aus »Wohnhausbau«





Heinrich Tessenow, Schlafzimmer, aus »Hausbau und dergleichen«

tig nicht mehr so einfach seine Spuren hineinzeichnen können wird. Das moderne Wohnen hat auch mit der Lust am feierlichen Reichtum der farbigen Architektur zu tun und mit der Suche nach der endlosen Anpassungsfähigkeit eines Raumes, der nicht mehr Sklave der Gegenstände und ihrer Gewohnheiten ist. Das zentrale Thema des architektonischen Schaffens und Zeichnens bei Tessenow scheint der »Schwellpunkt« zu sein, an dem der *private Raum* sichtbar wird.

Der Tür, jener Grenze zwischen Außen und Innen, widmet er seine zärtliche Aufmerksamkeit, indem er sie mit leichten Pergolen umkränzt und somit den »Eingangsbereich« kennzeichnet. Oft wird auch eine Bank an die Seite gestellt, von welcher aus der Beobachter - nun bereits zu Hause - den Moment seiner Isolierung innerhalb der häuslichen Mauern noch verzögern kann.

Beim Garten hinter dem Haus verfolgt Tessenow ein ganz ähnliches Ziel. Fast setzen sich auch hier die Bilder aus den gleichen Elementen zusammen - die Bank oder der kleine Tisch, die die Wohnküche zum Offenen verlängern. An den äußeren Rändern des Grünraumes scheint die Pergola fast eine Art Natur-Erker zu bilden.

Im bescheidenen Wohnraum sind es noch die Fenster, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Kontrast zwischen der undurchsichtigen Kahlheit der verputzten Wände und der leuchtenden Transparenz der Öffnungen darin muß durch leichte Vorhänge gedämpft werden. Das macht zudem die Wohnlichkeit der Umgebung reicher, weshalb man ihnen auch verzeihen kann, ein unvermeidliches Sammelbecken für Staub zu sein. In der Küche ist jeder Gegenstand akkurat auf seinem Platz eingezeichnet, ganz so, als befände man sich gerade mitten im Moment der Essenzubereitung. Der unterschiedliche Fußbodenbelag zeichnet eine deutliche Grenze zum Eßbereich, dort, wo die versammelte Familie ihre Mahlzeiten einnimmt.

Die Waschtische in den kleinen Schlafzimmern schließlich, unter den schrägen Dächern der Häuser gelegen, kündigen bereits von den Praktiken täglicher Hygiene, die aber noch nicht in die blinkende Abgeschlossenheit von Badezimmern verbannt sind.

»Wandlungsfähig ist das Haus wie der Mensch, beweglich und doch fest« hatte Bruno Taut 1920 geschrieben²². Im Haus sollte sich der Bewohner einkapseln können, die schutzgebende Verwachsung mit seinen Wänden genießen, ohne in irgend einer Form von der Einrichtung gestört zu werden. Dieses Bild vom Haus als einem zweiten Kleid, einer menschlichen Haut, die gemeinsam mit ihrem Bewohner atmen kann, taucht in der zeitgenössischen Literatur wiederholt auf.

Rundhäuser, kristalline Formen, die Urbilder von Nomadenzelten, die schließlich sichere Wurzeln gefunden haben, erscheinen schon seit Ende des 18. Jahrhunderts in den Versuchsbauernhöfen John Sinclairs.

Und Ernst Bloch blickt hinter die funktionellen Fassaden und die neuen Geometrien des modernen Wohnens: »Nichts ist dahinter als schmutzige Wäsche: doch gerade diese soll durch die gläserne Offenheit verdeckt werden«²³. Das Glas bleibt klar, kalt und nüchtern. Es bringt Sonne und Licht in unsere Häuser und wird gegen Staub und Krankheit gewinnen. Aber wenn wir genau hinschauen, dann kann die Transparenz auch reflektieren, unsichtbar machen und trübe werden.

Aus dem Italienischen von Agnes Kohlmeyer

Anmerkungen

- 1 Waldemar Kuhn, *Kleinsiedlungen aus Friederizianischer Zeit*, Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart 1918
- 2 *Ibidem*, S. 84 und 98
- 3 Walter Benjamin, »Die Wiederkehr des Flaneurs« (1929), in *Gesammelte Schriften*, Bd. III, Kritiken und Rezensionen, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1972, S. 196-197.
- 4 Peter Behrens, Henri de Fries, *Vom sparsamen Bauen. Ein Beitrag zur Siedlungsfrage*, Verlag der Bauwelt, Berlin 1918, S. 16
- 5 G. Lombroso, »Le case operaie«, in *Avanti!*, 29. Oktober 1902, zit. nach: Giulio Favretti, *La casa e la sinistra in Italia*, Diplomarbeit am Instituto Universitario di Architettura di Venezia 1982, S. 72 ff.
- 6 Vergl. Georges Teyssot, Kap. »Madri«, in: *La casa per tutti. Per una genealogia dei tipi*, Einführung zur ital. Ausgabe von Roger Henri Guerrand, *Les origines du logement social en France*, Officina, Roma 1981, S. XXIV-XL
- 7 Adolf Loos, »Wohnen lernen!«, in *Neues Wiener Tageblatt*, 15. Mai 1921, III; jetzt: A. Loos, *Sämtliche Schriften*, Bd. I, hrsg. von Franz Glück, Verlag Herold, Wien/München 1962, S. 383-384
- 8 Vergl. Hermann Muthesius, *Kleinhaus und Kleinsiedlung*, Verlag A. Bruckmann, München 1918, S. 75-76
- 9 Lyon Murard, Patrick Zylbermann, »Buanderie de la chaire«, in *Ragile, Recherches artistiques et théoriques*, September 1979, Nr. III, S. 23-31
- 10 Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Karl Curtius, Berlin 1912² (1887¹), S. 33
- 11 Hans Weisen, *Baukunst*, Erich Matthes, Leipzig 1920², S. 36
- 12 Adolf Loos, *op.cit.*, S. 384
- 13 Walter Benjamin, »Berliner Kindheit um Neunzehnhundert«, in: *Gesammelte Schriften*, *op.cit.* Bd. IV. 1, S. 248
- 14 Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Familie*, Bd. III von *Die Naturgeschichte des Volkes*, Cotta, Berlin 1904¹² (1854¹) S. 197
- 15 Walter Benjamin, »Die Wiederkehr des Flaneurs«, *op.cit.* S. 196
- 16 Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte*, Folkwang Verlag, Hagen 1920, Blatt 7
- 17 Bruno Taut, *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1924, S. 10
- 18 Walter Benjamin, »Erfahrung und Armut«, in *Gesammelte Schriften*, *op.cit.*, Bd. II.1, S. 217
- 19 Walter Benjamin, »Einbahnstraße«, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, S. 89
- 20 Bruno Taut, *op.cit.*, S. 60
- 21 Heinrich Tessenow, *Wohnhausbau*, Verlag Callwey, München 1909, und *Hausbau und dergleichen*, Bruno Cassirer Verlag, Berlin 1916
- 22 Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte*, *op.cit.*, Blatt 7
- 23 Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*, Zürich 1935¹, erneuerte Ausgabe, Verlag Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1962, S. 33-35

Günter Herburger
CAPRI

Die Geschichte eines Diebs
Luchterhand



Leinen. DM 20,-

Mit *Capri* hat Günter Herburger ein Lob auf die Kleinigkeiten, das Gewöhnliche, auf die Kostbarkeiten also geschrieben, die sich am Straßenrand finden lassen. Es ist ein Lob auf das, was unserer Zivilisation als unbrauchbar und unnützlich gilt. Zugleich entfaltet er in seinem Buch ein höchst ausgeklügeltes Spiel mit der Wirklichkeit. Was echt und was Fälschung ist, was Schein ist und was der Nachprüfung standhält, kann auf den ersten Blick nicht unterschieden werden. Inseheim hat Günter Herburger damit über sich selber geschrieben und auch über seinen Beruf.

Michael Scharang

Harry
Eine Abrechnung

Luchterhand



Leinen. DM 24,-

„In dieser Rollenprosa ist Michael Scharang das differenzierte Porträt eines jungen Mannes gelungen, der sich sein Leben nicht vorschreiben läßt. Dieser Harry ist keine bloße Demonstrationsfigur, und er erfüllt auch nicht das Klischee vom Aussteiger. *Harry* ist ein individuelles Porträt und eine originelle Erzählung, die das Können des Schriftstellers Michael Scharang erweist.“

Jürgen P. Wallmann,
Der Tagesspiegel, Berlin

Luchterhand

Freibeuter

Thema: »Befreites Wohnen«

Vittorio M. Lampugnani *Eigensinn ohne Illusion*
Marco De Michelis *Trübe Transparenzen*
Georges Teyssot *Heim, heimlich, unheimlich*
Alessandro Mendini *Wohnzynismus*
Hans Dieter Schaal *Architektonische Situationen*
Andreas Brandt *Gegen die Dürftigkeit von Raumvorstellungen*



Außerdem:

Günter Gaus im Gespräch mit Stephan Hermlin
Carmelo Samonà *Buñuel und Galdós*
Mary Douglas *Profane Verunreinigung*
Urs Widmer *Deutsche Bilder*

Texte über Pierre Corneille und die Schönheit der Macht, die Photographin Berenice Abbott, japanische Wohnkultur und einen Liebhaber der Vulkane. Giorgio Manganelli liest Dante und Luigi Malerba interviewt Plinius den Älteren.

Wagenbach
9 Mark

22

Eintritt frei

- Günter Gaus im Gespräch mit *Stephan Hermlin* 1
Carmelo Samonà Buñuel und Galdós 13
Mary Douglas Profane Verunreinigung 24
Heiner Höfener Zum Tod von Joachim Schumacher 35

Thema: »Befreites Wohnen«

- Vittorio Magnago Lampugnani* Eigensinn ohne Illusion. Fragmente zu einem Programm für die architektonische Kultur der nahen Zukunft 41
Marco De Michelis Trübe Transparenzen 55
Georges Teyssot Heim, heimlich, unheimlich oder Wohnen lernen 64
Alessandra Ponte Elektrisch, hygienisch und eugenisch. Patrick Geddes und die neue häusliche Ordnung 76
Alessandro Mendini Wohnzynismus 88
Andreas Brandt Gegen die Dürftigkeit von Raumvorstellungen 91
Hans Dieter Schaal Architektonische Situationen 96

Blick zurück nach vorn

- Pierre Corneille* Ein Monolog aus dem »Cid«. Mit einem Kommentar von *Barbara Sichtermann* 99

Texte und Zeichen

- Javier Tomeo* Fünf minimale Geschichten 105
Urs Widmer Deutsche Bilder. Prosa 111
Erwin Leiser Das furchtlose Auge. Die amerikanische Photographin *Berenice Abbott* 118
Berenice Abbott Photographieren in New York 124

Spielplatz

- Giorgio Manganelli* Die Göttliche Komödie - in einem durchgelesen 141
Ulrich Raulff Die Politur der Höflichkeit 144
Luigi Malerba Interview mit Plinius dem Älteren 149
Mario Praz Der Mann, der die Vulkane liebte 153
 Zu den Autoren 155

Freibeuter

Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik

Redaktion: Klaus Wagenbach, Barbara Herzbruch, Thomas Schmid

© 1984 Verlag Klaus Wagenbach, Ahornstraße 4, Berlin 30; Telefon 2 11 50 60

Die Redaktion empfängt in der ersten Woche jeden Monats, dienstags von 11 bis 14 Uhr

Preis des Heftes im Abonnement: 7,50 DM

Herstellung: Druckhaus Neue Presse Coburg

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

ISSN 0171-9289

Einer Teilausgabe liegt ein Prospekt des Buchversands Eigensinn, Hamburg, bei; der gesamten Ausgabe ein Taschenbuch-Verzeichnis des Verlages Klaus Wagenbach

Günter Gaus im Gespräch mit *Stephan Hermlin**

Günter Gaus: *Stephan Hermlin* wurde am 13. April 1915 als Sohn wohlhabender großbürgerlicher Eltern in Chemnitz, heute Karl-Marx-Stadt, geboren. Als Halbwüchsiger schon, 1931, schloß er sich den Kommunisten an. Er ist seinem Glauben an die kommunistische Idee sein Leben lang treu geblieben.

Stephan Hermlin ist Lyriker, Schriftsteller und Übersetzer von Poesie aus dem Französischen, Spanischen und Englischen.

Er ist bei uns oft heftig umstritten gewesen; er hat oft polarisiert. Er gehört zu den Deutschen, bei denen die Vorurteile über sie stärker sind als die Neugier auf ihre Position.

Nun denn befragt, *Stephan Hermlin*:

Sie haben stets von sich gesagt, Herr *Hermlin*, Sie seien kein Politiker. Dennoch haben Sie Ihr ganzes Leben - im nächsten Jahr werden Sie siebzig, 1931 haben Sie sich als Sechzehnjähriger in Berlin den Kommunisten angeschlossen - den Geboten der kommunistischen Partei untergeordnet. Erst der KPD, nach dem Zweiten Weltkrieg dann der SED.

Welche Eigenschaften, wenn Sie wollen - welche Tugenden stecken nach Ihrer eigenen Deutung, Herr *Hermlin*, in dieser Unterordnung?

Stephan Hermlin: Ich weiß nicht, ob es sich dabei um Tugenden handelt. Mir war, so sah ich die Dinge, so seh' ich sie grundsätzlich auch heute noch, klar, daß, wenn man an einer Bewegung teilnimmt, man ein Teil dieser Bewegung ist, man mit ihr, jedenfalls in den Hauptfragen, zusammengehen muß. Man hat große Gegner gegen sich. Man ist darauf angewiesen, zusammenzurücken - und nicht aus der Reihe zu tanzen.

* Das Gespräch wurde am 2. September 1984 im Abendprogramm der ARD gesendet. Es ist Teil einer für das Fernsehen produzierten Reihe von Gesprächen - unter dem Titel »Deutsche« -, die Günter Gaus mit Personen aus der DDR und der Bundesrepublik führt.